

Besuch bei Salomon Gessner im Sihlwald

Autor(en): **Corrodi, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besuch bei Salomon Gessner im Sihlwald.

Gottfried Keller hat in der Novelle „Hanswurstel“ im „Landvogt von Greifensee“, die neben der Erzählung der lieblichsten der fünf Korbgeschichten Salomons ein reizendes zürcherisches Kulturbildchen aus dem dritten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bringt, den Besuch einer Gesellschaft von Freunden und Freundinnen Gessners im Sihlwald geschildert, der Amtswohnung des „Sihlherrn“, welche Würde dem Dichter und Maler im Jahre 1781 zuteil geworden war. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Keller durch die Beschreibung eines Besuches im Sihlwald in dem 1789 in italienischer und deutscher Sprache erschienenen Büchlein des italienischen Uebersetzers Gessners, des Abbé Giorgio di Bertola, „Lobrede auf Gessner“, zu der Verlegung der Schlüßzene seiner Novelle in den Sihlwald angeregt wurde. Jedoch darf angenommen werden, daß er dieses gekannt hat*), und es bietet einen gewissen Reiz, den Schauplatz, auf den uns die Novelle führt, von einer andern Seite her zu betreten, abgesehen von dem literarischen Vergnügen, bei dem poetischen Sihlherrn Einkehr zu halten.

Im Sommer 1787 traf Bertola in Zürich ein, wo er vernahm daß Gessner nicht in seiner Stadtwohnung, sondern im Forsthaus Sihlwald weile. Der Abbé gedachte ihn dort mit seinem Besuche zu überraschen und sandte ein Paket mit der neuesten Ausgabe der Gessnerschen Idyllen voraus, zugleich einen Brief, worin er den Dichter benachrichtigte, daß ein Freund Bertolas ihn nächstens besuchen werde. Am 7. August stieg er vor Tagesanbruch in Gesellschaft des von Schiller in den Xenien verspotteten Professors Leonhard Meister zu Schiffe, um über den morgenfrischen See nach Thalwil hinaufzufahren. Von hier aus legten die Reisegefährten den Weg über die dichtbewaldete Zimmerbergkette ins Sihltal hinunter zu Pferde zurück. Der Weg gibt dem Abbé Gelegenheit, sich in einer begeisterten Schilderung der Natur zu er-

gehen, die die Beschäftigung mit Gessners Werken ihn hat sehen lernen: „Der Wald bietet bei jedem Schritt eine neue Aussicht; bald thürmet er die seltsamsten Riesengestalten von Baumgruppen empor, zwischen welchen sich die Nacht selbst am hellsten Mittag behauptet; bald verbreitet er üppig sein mannigfaltiges Gesträuch näher dem Boden; hier weilen die Jäger, dort die Holzhauer. Der ganze Wald ist mit verschiedenen gebahnten Pfaden durchschnitten, und er bietet die bezauberndsten einsamen Spaziergänge dar. In seinem Mittelpunkte, wo sich die Syl einen Weg aushölet, vertieft sich allmählig der Boden, und bildet ein Wiesenthal, das mit Obstbäumen bekrönt ist. Auf der einen Seite dieses Thals liegt nahe am Flusse eine Wohnung von schäferischer Einfachheit, als gehörte sie in jene patriarchalischen Zeiten. Nichts desto weniger schließt diese Einfachheit eine gewisse Bequemlichkeit in dem Innern nicht aus. Liebliche kleine Bäumchen, bey denen man den Schnitt der Scheere nicht gewahr wird, umkränzen den untern Theil der Wohnung, und über den obern schweben von zwey Seiten die wehenden Wipfel einiger gleichsam triumphierenden Bäume; obgleich sie zwischen ihren Stämmen und dem Hause Platz genug zum Spaziergange übrig lassen, so wölben sie sich doch aufwärts, bedecken sanft mit ihrem Schatten einige Fenster, und kühlen mit flüsternden Blättern das Zimmer. Längs dem Gestade des Flusses sind Wege, die nicht in geraden Linien fortgehen, sondern sich schlängeln; bald führen sie an den Rand der Syl, bald wieder aufwärts und durch Gesträuche, so daß sie ein Labyrinth formieren, wo man das rauschende Wasser bald sieht, bald nur, aber desto romantischer, hinter dem Gebüsch vernimmt. Eine schmale Brücke von Holz streckt sich über den Fluß, und sie giebt der Wohnung eine ländliche, aber so reizende Perspektive, wie sie schwerlich ein Maler glücklicher hätte ausfinden können.“

In dieses ländliche, aber nach dem Geschmack der Zeit leise zurechtgestuhte Idyll herniedersteigend wurden die beiden Reisegefährten von dem mit seiner Gattin

*) Vgl. Max Rußberger, „Der Landvogt von Greifensee“ und seine Quellen. Frauenfeld, Huber & Co., 1908 S. 14.

und den zwei jüngsten Kindern sowie zwei Besuchern aus der Stadt auf der Vortreppe des Forsthauses stehenden Dichter mit Liebenswürdigkeit bewillkommt und Bertola einstweilen als der in seinem Brief erwähnte Freund seiner selbst vorgestellt. Trotz der Schüchternheit, die der Dichter fremden Besuchern gegenüber stets zuerst zeigte, fiel dem Abbé in seinem Wesen sogleich jene herzugewinnende Anmut auf, die das Zeitalter in seinen Schöpfungen bewunderte. Namentlich in seinem Lächeln schien sich die ganze beglückende Heiterkeit seines künstlerischen Geistes zu offenbaren.

Die Gesellschaft trat in den zu ebener Erde anstoßenden Saal, während Gekner und der Abbé auf einer Bank an der Freitreppe sitzen blieben, das Gespräch sogleich auf Bertola bringend, den der Dichter noch nie gesehen hatte. Dann erfolgte die Erkennung, deren überschwenglicher Hergang uns daran erinnert, daß wir uns im Zeitalter der mit Genuß und th geweihten Träne befinden. „Ach, und ich werde ihn nie sehen!“ seufzte Gekner. Da riß, erzählt Bertola, „mein Herz auf einmal die Hand nach der seinigen, und ich konnte kein Wort sagen. Aber ich weiß nicht, was für mich und zwar so deutlich sprach, daß er mir zärtlich die Arme um den Hals warf und die Wangen mit Thränen benetzte. Sein Mund wiederholte meinen Namen, so wie eines wiedergefundenen, den man verloren glaubte.“

Nach der gefühlvollen Erkennungszene ging die Gesellschaft spazieren, der Dichter und sein Uebersetzer hinter den übrigen wandelnd. Aber nicht lange: nach wenigen Schritten blieben sie im Eifer des Gespräches stehen, und erst als die Gesellschaft nach einer Stunde zurückkehrte, erinnerten sie sich wieder der Umwelt.

Gekners Muse schwieg damals seit bald zwei Jahrzehnten; die Zeit der Idyllen in der Literatur war begraben, und dem neuen Geschlecht stand der Dichter kühl und ohne Verständnis gegenüber. Nur der Maler lebte mit unverminderter Begeisterung in jener süßen, allzu süßen Welt der griechischen Hirten, die doch in Alt-Hellas nicht heimatberechtigt waren, sondern eher entkleideten und verkleideten

beaux esprits glichen. Jetzt also ergingen die neugewordenen Freunde sich in eifrigem Gespräch über das literarische Schaffen des Dichters. Gekner erzählte von dem Einfluß der Poesien des Vergil und namentlich des Theokrit, des Longos und des Pausanias auf seine Dichtung und berührte dann sein Verhältnis zu Bodmer, dem „großen, aber vielleicht allzu strengen Kunstlehrer“. Gekner hatte, erzählt er, Bodmer seinen Daphnis vorgelegt, dieser ihn aber nicht eben günstig aufgenommen, ihm den Tod Abels als Stoff zu einem neuen Gedicht empfehlend, in dessen Ausarbeitung er seine Leidenschaft für poetische Darstellung der Landschaft befriedigen könne. „Allein,“ fährt der Dichter fort, „ich weiß nicht, wie seine Ratschläge, seine Eingebungen mich gleichsam fesselten. Ich strebte nach Ordnung, und gerieth vielleicht in Einförmigkeit, ich vermied Schwerfälligkeit, und wurde nachlässig; ich suchte die Natur zu ängstlich, und zuweilen irrte ich ab.“ Es zeigte sich hier der Widerstreit zwischen dem heitern, unbefangenen Künstler und dem gelehrten und lehrhaften Vielschreiber, den Keller mit einiger Verstärkung der Gegensätze in der Novelle so hübsch zum Ausdruck bringt *).

Die von ihrem Spaziergang zurückkehrende Gesellschaft, die fröhlich auf die Zurückgebliebenen zuslog, unterbrach die Unterhaltung, und gemeinsam trat man ins Haus, um sich zur Mittagstafel zu setzen. Durch die weit geöffneten Fenster blickte das Grün der Baumkronen herein und hörte man das Rauschen des Fließchens, dessen Wellen man zwischendurch schimmern sah. Drinnen saß der Abbé zur Seite des Dichters und gegenüber dessen Gemahlin, was dem Gaste Gelegenheit gibt, ihrem muntern Geiste und ihren Hausfrauentugenden ein blühendes Kränzchen zu winden. Gleich goldenen Bällen flogen die schillernden Einfälle Leonhard Meisters und ihre anmutigen Entgegnungen hinüber und herüber, den

*) Vgl. auch Ruzberger a. D. S. 85. Eine kniderige Krämerseele, wie Ruzberger schreibt, ist aber Bodmer doch wohl nicht, weder in Kellers Novelle, noch in der Wirklichkeit, sondern, mochte er auch die Dichtung mehr als Handwerker denn als Künstler betreiben, ein durchaus wohlwollender, für alles Ebte und Schöne, soweit er es verstand, eingenommener, stets ideal gerichteter Geist.

zu den Fenstern hereinflutenden Glanz der Mittagsstunde erhöhend und belebend.

Es schlug zwei Uhr nachmittags, als die Gesellschaft sich vom Tische erhob und ins Freie trat, wo ein weiter Schattenkreis sie umschloß, der sich allmählich gegen das Ufer des Flüsschens hin erweiterte. Auf einem Rasenhügel, um dessen Fuß in schimmerndem Bogen die eilenden Wellen der Sihl zogen, ließ man sich zu heiterem Genusse der schönen Natur und angeregter Geselligkeit nieder.

Jetzt sahen alle künstlerische Begeisterung auf Gekners Stirne leuchten, und die nach ihrer Zusammensetzung mehr literarisch als künstlerisch interessierte Gesellschaft bestürmte ihn, wieder einmal eine Sonette zu schreiben. Allein er wehrte ab: die Malerei, der er sich erst in späten Jahren voll zugewandt, nehme seine ganze Kraft in Anspruch. Eine Wendung des Gespräches veranlaßte ihn, einen Beitrag zum Kapitel der künstlerischen Konzeption zu geben. „So wie ich spazieren gehe,“ sagte er, „oder einem Concerte beywohne, oder das Spiel der Kinder, den Aufgang oder Untergang der Sonne betrachte, so überlaß ich mich jeder Empfindung. Ich halte sogleich in zwey oder drey Zeilen fest, was mich in jenen Augenblicken gerührt hat; ich gehe dann jeden Tag und zuweilen öfters des Tages jene Bemerkungen durch; ich dehne sie in meinem Gemüth aus, ich bringe sie zusammen, ordne sie, gebe ihnen Farbe und Gestalt, kurz ich beseele mit vielem Fleiße diese Art von Pflanzungen, bis ich sie auf einmal frisch und zeitig vor mir sehe; dies geschieht nun in der Maleren, wie ehemals in der Poesie.“ Dies brachte die Rede auf die Naturwahrheit, die jenes — wie jedes — Zeitalter in den Schöpfungen seines Lieblings zu erblicken glaubte, und mit liebenswürdiger Selbsttäuschung erzählte Gekner, wie er sich selbst gleichsam in seinen Gemälden bewege, sodaß es ihm mehr als einmal begegnet sei, daß er die Hand ausstreckte, um einen Ast zu entfernen oder zu beugen, bis er gewahr wurde, daß er nichts um sich habe als Bücher und Pinsel.

So verging der Nachmittag unter angeregten Gesprächen, bis Frau Gekner

sich erhob und die Gesellschaft ihr nach dem Forsthause folgte, um dort den Tisch im Freien, oben an der Bortreppe, von wo das Auge frei über die reizende Gegend schweifen mochte, gedeckt zu finden. Ein duftender Kranz frischer Blumen zierte die Tafel. Man trug in zierlichen Gefäßen Tee und Milch auf und in hübsch bemalten Körbchen Früchte und Gebäckenes, dieses ein Werk der reizenden Wirtin. Die junge Tochter Gekners machte die anmutige Hebe.

Man sprach über die Reisepläne Bertolas, der vorhatte, einen Freund auf dessen Gütern am Rhein zu besuchen, und nun Gekner bereden wollte, ihn zu begleiten, während dieser seinerseits den Abbé bestürmte, für längere Zeit im Sihlwald zu Gaste zu bleiben. Der Gedanke einer Reise nach Italien wurde gestreift, und Gekner gab der auch in seinem Herzen wohnenden unsterblichen Sehnsucht ganzer Künstlergenerationen, Rom zu sehen, Ausdruck. In Rom wohnte und malte zudem damals sein ältester Sohn, der Pferde- und Schlachtenmaler Konrad Gekner. Mit Bewunderung hörte der Abbé von dem seltsamen Naturspiel, das den Sohn des Dichters und Malers unschuldig heiterer Sonetten „mit dem Pinsel toben und wüten“*) ließ und ihn von frühester Jugend an zwang, Pferden, Wagen und Kriegerleuten die regste Aufmerksamkeit zu schenken, an der ländlichen Natur aber mit Gleichgültigkeit vorüberzugehen. Der Abbé brachte dann die Rede auf den Ruhm, dessen Gekner in Italien genieße, und „mit der Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit, die nur solchen Menschen eigen sind, die wirklich etwas können“, bekannte der Dichter, daß dieser Ruhm in Wahrheit ein Rätsel für ihn sei. Er habe aus innerem Antriebe, dem er nicht widerstehen konnte, für sich, seine Familie und seine nächsten Freunde geschrieben; und es mache ihm immer noch Mühe, ohne Befremdung zu denken, daß er außerhalb des Vaterlandes bekannt, gelobt und übersetzt worden sei. Das Vergnügen, sich in fremde Sprachen übersetzt zu sehen, fügte der edle Dichter bei, sei

*) Briefliche Aeußerung Konrad Gekners, vgl. Fritz Bergemann, Salomon Gekner, eine literarhistorisch-biographische Einleitung (München, 1913) S. 118, A. 174.

ihm anfänglich durch die Besorgnis ver-
bittert worden, es möchte etwa einer seiner
Ausdrücke in der Uebersetzung seine Un-
schuld verlieren; denn er müßte vor
Schmerz sterben, wenn er je erfahren
sollte, daß in seinen Werken ein einziger
gegen die gute Sitte verstößender Zug be-
merkt worden sei. Dies brachte die Rede
auf die verschiedenen Uebersetzungen der
Gessnerschen Dyllen ins Französische,
Italienische und Englische und erlaubte
der liebenswürdigen Wirtin, dem Gaste
ein verbindliches Wort über seine eigene
Uebersetzung zu sagen, dessen Lob er aller-
dings nur für seine Absichten, nicht für
deren Ergebnis, das Werk selbst, gelten
lassen wollte.

Man erhob sich dann, um noch einen
Abendspaziergang durch das anmutige
Tal zu unternehmen. Die letzten Strahlen
der untergehenden Sonne tauchten dessen
östlichen Abhang in den Goldglanz eines
prächtigen Spätsommerabends, während
der Talgrund und der gegenüberliegende
Abhang des Albis bereits in tiefem Schat-
ten ruhten, durch den der Fluß mit ge-
schäftigem Murmeln dahineilte. Die Ge-
sellschaft kehrte bei einem Bauernhose an,
und der Gast beobachtete mit Vergnügen
das herzliche Einvernehmen, das zwischen

den Landleuten und der Herrschaft be-
stand. Als man das Forsthaus wieder er-
reichte, rüstete sich der Abbé, dem seine
Absichten ein längeres Verweilen im
Sihlwald nicht erlaubten, zum Aufbruch
nach der Stadt, jedoch nicht ohne den
festen Vorsatz, auf seiner Rückkehr aus
Deutschland wieder bei Gessner vorzuspre-
chen, um dann eine längere Zeit des Zu-
sammenseins mit dem von ihm vergöt-
terten Dichter zu genießen. Dieser ge-
leitete den scheidenden Gast über die Sihl
und umarmte ihn zu wiederholten Malen
unter Tränen. Auf sein Geheiß begleitete
sein jüngster Sohn den Freund durch den
dunkelnden Wald. Es war, bemerkt Ber-
tola, wie wenn ein ahnungsvolles Ver-
langen den Dichter triebe, einen Teil seiner
Seele solange wie möglich mit dem Schei-
denden ziehen zu lassen, als fühlte er, daß
er diesen nicht mehr sehen sollte. Denn ein
früh einfallender Winter bedeckte den
St. Gotthard-Paß mit gewaltigen Schnee-
massen und gestattete Bertola bei seiner
Rückkehr nach Italien nicht, den Weg über
Zürich zu wählen, und bevor diese Schnee-
massen geschmolzen waren, deckte die
kühle Erde den liebenswürdigen Dichter
und Maler, der im Vorfrühling des fol-
genden Jahres (1788) starb.

Dr. Paul Corrodi, Zürich.

Meinem Bruder

Die Erdgewandung deines Wesens
Ist nur ein Bild noch der Erinnerung.
Noch kaum getragen von des Lebens Schwung —
Ach, schon umhüllt vom Rätzel des Verwesens.

Was früh verflungen nun an Lust und Scherzen,
Wird durch Erinn'ung wieder wachgerührt,
Und schmerzlich wühlt Vergangnes mit im Herzen,
Bis es erleuchtet ahnend spürt:

Daß mild ein Segen reiner, höherer Kreise
Dein Innerstes nun zart umschlingt
Und daß dein Geist nach dunkler Reise!
Zum höchsten Licht der Wahrheit dringt.

Georg Kuffer, Bern.